

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

List über List oder das wandernde Erbe

urn:nbn:de:bsz:31-62042

gewünscht, und gestern, wann ma heimkomma waaren, hab' i di damit überraschen wollen.“

„Schön is's, schön is,“ staunte Loisl das Bild an, „aba woast, Nandl, du selber bist ma do no lieber.“

„Nun seht Ihr's, Frohnhofer,“ nahm der Geistliche das Wort, „ein Lustballon ist kein Werkzeug des Teufels, und Gott hat sich sogar seiner zu Eurem Besten bedient. Ohne ihn hättet Ihr vielleicht in Eurer blinden Eiferjucht ein Unheil angerichtet und wäret ins Zuchthaus gekommen. Darum legt Euren törichtem Aberglauben ab, und wenn Ihr ein dem Himmel wohlgefälliges Werk tun wollt, so laßt in Zukunft Euer gottloses Fluchen bleiben.“

„Herrgottsakra, Hochwürden, desjell tun i g'wiß nimma, — i hab's abgeschworen, und da schwarz Höllteifi soll mi auf da Stell' holen, wann i —“

„Frohnhofer, besinnt Euch!“ unterbrach ihn der Pfarrer. „Mir scheint, unser Heiland hat auch für Euch gebetet: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Loisl schwieg beschämt. „Höllsarendi,“ dachte er für sich, „s höllische Feuer soll mir die Zung' verbrenna, wann i no amal fluch'.“

„Ein Heiliger werdet Ihr einmal nicht,“ fuhr der Geistliche mit mildem Lächeln fort, „aber wenn Ihr etwas zur Buße für Eure Sünden tun wollt, so stiftet auch ein Scherflein für das neue Altarbild, das Herr Sandtner für unsere Kirche malen will. Der heilige Leonhard hat's längst um unser Vieh verdient, daß wir ihm ein recht schönes Bild machen lassen.“

„Was, Heilige kann er aa malen?“ rief Loisl ganz verwundert, „ja, nacha is er freili ka Teifi, — verzehlt's ma, Herr Mala — und was dös Bild betrifft, da brauch't's net zu sammeln, — i zahl' schon selba all's, weil i nur mei Nandl gesund aus der Luft wieder hab'!“ —

Der Frohnhofer hat Wort gehalten. Seit er mit seinem jungen Weibe auf dem väterlichen Hof haust, ist er ein ganz anderer Mensch geworden. An Teufel, die in der Luft herumfahren, glaubt er nicht mehr. Dafür hat ihm sein junges Weib ein paar kleine, pausbackige Englein beschert, an denen er mit ganzer Liebe hängt. Sogar die Zeitung studiert der Loisl fleißig. Wenn er aber etwas von törichtem Aberglauben liest, verfällt er noch immer in seinen alten Fehler — das Fluchen. —

List über List

oder

Das wandernde Erbe.

Wenn man den personifizierte Geiz ansehen wollte, dürfte man nur zum „roten Glaser“ in der hinteren Gasse kommen, der stellte so was vor. Er wollte essen, aber nur auf anderer Leute Kosten; trinken, wenn er's umsonst haben konnte; rauchen, aber er konnte nur geschenkte Zigarren vertragen. Seine Frau hatte dabei nicht die besten Tage, denn er gönnte

ihr so wenig etwas wie sich selbst. Des Geldes wegen wurde sie geplagt, Woche für Woche und Tag für Tag, und zu essen bekam sie nie satt. Er rechnete ihr so genau alles vor, daß sie nicht einmal eine Priße Schnupstabaq ohne sein Wissen hätte kaufen und genießen können.

Und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn sie bei seinem Ableben, das noch dazu erst nach langwieriger Krankheit sich vollzog, nicht so untröstlich war, um so weniger, als er sie während seines Leidens immer mit einem Kapital tröstete, das bei der Räumung der Wohnung finden würde. Er konnte, sagte er, ihr das Versteck angeben, aber es mache ihm mehr Spaß, wenn sie das Geld, das er unter unsäglicher Mühe erworben und erspart habe, suchen müsse. Ganz umsonst dürfe sie auch nicht in dessen Besitz kommen. Habe er sein ganzes, langes Leben schaffen und sparen können, so dürfe sie auch ein paar Tage suchen, das sei nur recht und billig, weiter nichts.

So sagte der alte Filz, und die Frau, die bei ihm nie einen eigenen Willen hatte haben dürfen, gab sich nicht nur zufrieden, sondern war ihm noch dankbar, daß er über das Vorhandensein des Geldes wenigstens eine Andeutung gemacht. Sie würde es, dachte sie, wenn er einmal die Augen geschlossen habe, schon finden.

Der Augenblick, wo er dieses Zeitliche verlassen sollte, rückte näher, das spürte er an der immer mehr zunehmenden Atemnot, am Stechen und Zwicken in der Brust und an der allgemeinen Schwäche immer deutlicher und mehr, und eines Tages sagte er zu seiner Gesponsin: „Marei, es geht bald zu Ende, ich spür's, ich merk's in allen Gliedern, und am nächsten Sonntag hör' ich nimmer läuten, da lieg' ich schon draußen auf dem Friedhof. Damit ich aber etwas weich liegen kann, holst mir jetzt meine ganz alten Hosen, den Leimkittel und andere Lappen und das Nähzeug, daß ich mir daraus ein Kopfstissen mache. Ein Kopfstissen von den Betten mitzunehmen, dauert mich, und auf den Hobelspänen mag ich nicht liegen. Also schneidere ich mir selbst ein Polster zusammen.“

Dieses Verlangen des alten, launischen Kunden verwunderte die Frau, die seine tausend Mucken während ihres zwanzigjährigen Ehestandes zur Genüge hatte kennen lernen können, nicht im mindesten. Es entsprach ja ganz seinem Geiz und seiner Filzigkeit. Gehorsam, wie immer, erfüllte sie seinen Wunsch. Sie holte ihm die alten, schon zwanzigmal gestickten Hosen, den ledersteifen Leimkittel, eine Partie Lappen und das Nähzeug, und der alte Holzwurm wurde auf dem Todbett noch zum Schneider.

„So,“ sagte der Glaser nach Vollendung der Arbeit, die ihm noch herbe Mühe gemacht hatte, „jetzt ist's fertig, und wenn ich gestorben bin, Marei, legst mir's im Sarg unter den Kopf, versprich mir's,“ und er reichte ihr die Hand hin, damit sie es mit einem Eid bekräftigen sollte.

Sie tat es und hielt auch Wort. Sie gab ihm

das schmutzige Kissen oder Polster mit, nicht allein, weil sie es versprochen hatte, sondern auch und noch mehr, weil es ihr zu seinem schmutzigen Geize, unter dem sie so viel zu leiden gehabt hatte, ganz gut zu passen schien.

Nachher aber, als der Mann begraben war, ging sie auf die Suche nach dem versprochenen Schatze. Sie stöberte um so mehr alle Winkel ihrer Wohnung auf, als der Pfarrer, der Schreiner, der Totengräber und andere sie an Bezahlung der Leichentosten mahnten. Sie schüttelte die Betten und die Kleider aus, sie



„So,“ sagte der Glaser nach vollendeter Arbeit, „jezt ist's fertig.“

wühlte in der Asche, in den Hobelspänen, sie stellte Stiefel und Schlappschuhe auf die Absätze, klopfte an den Wänden, um durch die Verschiedenheit des Tones vielleicht eine Höhlung zu erkunden, kurz, alles und jedes wurde geprüft und untersucht, sogar der Spucknapf nicht vergessen, aber das Geld fand sich nicht.

„Es muß doch irgendwo sein,“ sagte der Totengräber, der der Frau emsig hatte suchen helfen. „Ihr Mann hatte Geld, das weiß ich, und in die Ewigkeit hat er's nicht mitnehmen können.“

„Wie sollte er's auch mitgenommen haben,“ entgegnete die Frau. „Da war er doch viel zu geizig. Hat ihn ja ein ordentliches Kopfpolster gereut. Noch die letzten drei Tage hat er sich ein solches aus alten Lappen zusammengesüßt.“

„Aus alten Lappen?“ fragte der Totengräber, indem es in seinen Augen leuchtete und eigentümlich um die Mundwinkel zuckte, „selbst hat er das alte Kissen gemacht, das Sie ihm in den Sarg legten?“

„Jawohl, er tat es nicht anders,“ entgegnete sie.

„Dann brauchen wir nimmer zu suchen,“ gab er zurück. „Wer so silzig noch auf dem Todbett sein kann, ist zu allem fähig. Er kann das Geld, nur damit niemand etwas davon haben sollte, vergraben haben, aber Gott weiß, wo.“

Er ging und ließ die Frau allein in ihrem Kummer. In der Nacht aber, die diesem Tage folgte, arbeiteten ein Mann und eine Frau an des roten Glasers Grab, und so emsig schaufelten sie den Grund heraus, als ob sie die Arbeit im Afford hätten.

„Wenn's aber umsonst wär,“ sagte die Frau zu dem Mann, „wenn wir umsonst die ganze Nacht arbeiteten, ich wär' nicht sonderlich erbaut davon. Denn ein Spaß ist's justement nicht auf dem Gottesacker mitten in der Nacht, 's ist doch ein wenig gruselig.“

„Für dumme, abergläubische Leute ja, für unsere einen nicht. Die da unten liegen, bleiben drunten, bis man sie wieder herausnimmt; habe schon manchen hinein- und herausgeschaufelt, und noch kein einziger hat Einspruch dagegen erhoben, und wenn ich die Schädel und Knochen noch so unglimpflich herumwarf. Fürcht dich doch nicht, Mutter, und schaff, damit wir auf des roten Glasers Sarg kommen.“

Die „Mutter“, durch diesen Zuspruch ermutigt, arbeitete wieder weiter mit dem Manne, und nach Verfluß einer Stunde hatten sie des roten Glasers Sarg bloßgelegt. Der Mann riß den Deckel auf, hob des Toten Kopf in die Höhe und nahm ihm sein altes, schmutziges Polster.

„So,“ sagte er, als er aus der Grube kam, „so, Mutter, die Hauptsache ist getan, jezt nur tapfer geschaufelt, daß wir fertig werden. Das Zumachen geht alleweil rascher als das Aufmachen,“ und er und die Frau waren wieder tüchtig bei der Arbeit, und nach einer halben Stunde lag des roten Glasers Grab wieder friedlich und ruhig wie das seiner Nachbarn.

Der Mann und die Frau aber pilgerten heimwärts, er das Kopfpolster unter dem Arm, sie die Blendlaterne in Händen.

Ganz am Ende des Dorfes lag eine alte Hütte, grau und brüchig, von Dornen und Ginstern eingehegt und einer Räuberspelunke nicht unähnlich. Diese schloß das edle Paar auf, um in deren Räumen zu verschwinden.

Kaum hatten sie die Türe von innen verriegelt, da ging der Mann fieberhaft über das dem Grab entnommene Kopfpolster her und trennte sorgfältig mit einem Federmesser die Nähte auf, welche die alten Lappen zusammenhielten.

Auf einmal blickte es in seinen Augen auf, und: „Schau, Mutter,“ sagte er, „daß unsere Nachtarbeit nicht umsonst war. Siehst du diese Bankfcheine, die der silzige Glaser in das Polster eingenäht und mitgenommen hat ins Grab,“ und er zog 2600 Gulden heraus. „Dachte es gleich, als die Glaserin mir von dem alten Kopfpolster sprach, das der alte Gauner sich noch kurz vor seinem Tode selbst verfertigte, obwohl er fast nicht mehr schnaufen konnte, daß er da etwas Besonderes hineingetan haben müsse. Dafür habe ich ihn zu gut gekannt. Wir haben einen guten Fund gemacht und können uns nun gute Tage machen, aber zu auffällig darf es nicht geschehen, wenn die Leute nicht Verdacht schöpfen sollten. Jedenfalls darf

von diesen Hundertguldenscheinen hier im Orte keiner gewechselt werden, man weiß ja, daß wir arm wie Kirchenmäuse sind und solche Bankscheine in unserer Wirtschaft nicht aufkommen können.“

„Und auch diese sollen nicht lange drin bleiben in deiner Wirtschaft, Totengräber verfluchter, der du Nachts die Gräber aufmachst und die Toten beraubst,“ sagte zu sich selbst ein wild aussehender junger Mann von zirka dreißig Jahren, der seines Zeichens Korbmacher, Scherenschleifer und Schirmslicker war, ein sehr ungebundenes Leben führte, oft ganze Nächte herumlungerte und insolgebeßsen auch den Totengräber mit seiner Frau aus dem Friedhof hatte kommen sehen, von wo aus er dann dem edlen Paar in erforderlicher Entfernung bis zur Wohnung nachgeschlichen war und dasselbe durch die Fensterscheiben und zerrissenen Vorhänge beobachtet und ausgehört hatte.

Item, der Totengräber erhielt andern Tages einen Brief, worin er zu einem Besuch bei einem sehr entfernt wohnenden Verwandten eingeladen wurde. Zu andern Zeiten und unter andern Umständen würde er diesem Ruf aus der Ferne keine Folge gegeben haben. Momentan aber waren die Leute im Dorfe so gesund, daß auf einen demnächstigen Todesfall, der seine Anwesenheit nötig machte, nicht zu rechnen war, also konnte er abkommen, und die Mittel zur Reise besaß er nun ja, also reiste er ab, um sich in der Fremde frei und offen gütlich zu tun, was ihm daheim nicht erlaubt war.



„Wir haben einen guten Fund gemacht und können uns nun gute Tage machen.“

„Adieu, Mutter,“ sagte er beim Gehen zu seiner Frau, „hüt brav, bis ich wieder komm, und besonders die kostbaren Bankscheine halte gut in Verwahrung und lasse ja niemanden etwas sehen davon, sonst sind wir beide pettschirt!“

Die Mutter versprach's, gab dem Manne die Hand und einen Abschiedskuß, und soweit war denn alles gut. —

Als die Totengräberin aber Nachts zwischen elf und zwölf Uhr im Bette lag und an nichts Böses dachte, da ging unter furchtbarem Getrache die Türe



„Gib mir mein Geld wieder, das du mir aus dem Grabe gestohlen hast.“

auf, eine Gestalt mit glühendem Angesicht, schneeweißem langem Gewande wurde unter einer Wolke von schwefeligem Rauch und Dampf im Rahmen derselben sichtbar, ging langsam und feierlich auf die Totengräberin hin und sagte mit tiefer Stimme: „Gib mir mein Geld, das du mir aus dem Grabe gestohlen hast, oder du bist noch in dieser Minute ein Kind des Todes und stehst vor dem himmlischen Richter, um über deine Nachlässigkeit dich zu verantworten. Schnell, oder die Geisterstunde, die erste und die letzte, die mir zu einer Warnung an dich gewährt ist, läuft ab und damit, wenn du das gestohlene Gut nicht herausgibst, auch deine Lebensuhr. Merke: Gott läßt seiner nicht spotten, und die Veraubung der Toten wird mit ewiger Hölle bestraft.“

Der Totengräberin stand der Angstschweiß auf der Stirne, eiskalt ging es ihr über den Rücken, das Herz klopfte hörbar, und mit angsterfüllter Stimme sagte sie, indem sie sich betrauerte: „Alli guete Geister.“ „Loben ihren Meister,“ entgegnete die Gestalt, „das Geld, Totengräberin, oder —“ der Geist zog ein blitzendes Messer aus der Tasche.

Sie würde es gerne geben, sagte sie, aber das Aufstehen sei ihr unmöglich, der Schreck liege ihr in allen Gliedern, sie könne mit dem besten Willen nicht aus dem Bett.

„Wo ist das Geld?“ fragte der Geist.

„Im Eckhänsterli, im oberste Fach, und do in mim Rock isch der Schlüssel derzue,“ sagte die Frau unter Zittern und Beben.

Der Geist hatte ein Einsehen mit der Schwäche des erschreckten Weibes, er entnahm der Rocktasche den Schlüssel, öffnete das Eckhänsterle, und nahm die Bankscheine, vierundzwanzig an der Zahl, um alsbald ohne Gruß und Adieu zu verschwinden.

Die Totengräbersfrau aber machte nach seinem Abgang wieder drei Kreuze, und: „Heiligi Mueter Gottis, was isch des gsi?“ kam es über ihre bebenden Lippen.

Eine Viertelstunde nach dieser Sputzgeschichte klopfte es am anderen Ende des Dorfes an einer ebenso brüchigen Hütte, wie die des Totengräbers eine war, an die Fensterscheiben, und eine Stimme rief hinein: „He, Schuster, mach auf, es lohnt sich!“

Alsobald wurde drinnen Licht gemacht, eine wüste, schmutzige Gestalt mit wüst zerzausten Haaren, nur mit Hemd und Hoje bekleidet, wankte durch die niedere, schmutzige Stube, öffnete das Fenster und fragte: „Wer ist da, wer stört mich zu nachtschlafender Zeit?“

„Ich bin's, der Korber ist's, dein Freund. Mach nur auf, es lohnt sich, wie ich schon sagte.“

Der Schuster willfahrte dieser Bitte, und eine Minute später saßen die beiden „Freunde“, die schon so manchen Gaunerstreich miteinander verübt hatten, in der kleinen, schmutzigen, nur von einem kleinen Klämpchen erleuchteten Stube einander gegenüber.

„Wo kommst du her so spät?“ sagte der Schuster. „Du siehst ja aus wie der Teufel selber mit deinem verrückten Gesicht und dem hunschartigen Hemd. Hätte ich dich nicht gestern Abend noch bei gesunden Sinnen gesehen, würde ich schon glauben, du siehest dem Narrenhaus entsprungen?“

„Und bin doch nichts weniger als verrückt,“ entgegnete der Korber, „aber den »Geist« habe ich heute Nacht g'spielt, gegeistert hab' ich, und 's hat was eingetragen, Schuster, kannst's glauben.“

„So, wo und wie?“ fragte der Schuster.

„Nun, 's ist eine spaßige G'schicht, und sie zeigt, wie der Zufall einem z' Hilf' kommen kann, wenn man in der Not ist. Vor einigen Tagen war ich, wie schon oft, drinnen im Städtle in der »Meertaz«, und Wein und Bier schmeckten nicht übel. Den ganzen Nachmittag saß ich dort. Weil mir aber gegen Abend die Moneten so ziemlich am Ausgehen waren, versuchte ich's mit dem Kartenspielen. Aber der lange Schreiner, den ich abbiegen wollte, ist ein Raib: er nahm mir all mein Geld ab, und so war ich nicht g'rade in bester Laune, als ich Nachts um elf Uhr mich auf den Heimweg begab. Wie ich nun an den Gottesacker kam, an dem mein Weg vorüberführte, sah ich alsbald eine Frau und einen Mann herauskommen, und wie ich genauer hinschau', sind's der Totengräber und sein Weib selbst. Die müssen was B'sonderes da drin z' tun g'habt haben, dachte ich und schlich ihnen nach, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Durch die Fensterscheiben ihrer Hütte habe

ich dann g'sehen, wie sie aus einem alten Kissen, das sie aus des roten Glasers Grab geholt hatten, ziemlich viel Bankscheine nahmen. Daß ich darnach Lust kriegt hab', wirst einsehen; aber dem Totengräber, dacht' ich weiter, ist so leicht nicht beizukommen. Er ist außerg'wöhnlich bei Kräften, fürchtet Gott, die Heiligen und Unheiligen nicht und würde sich am Ende gegen den Teufel und die Hölle selber stellen. Aber wo die Kraft nicht ausreicht, sagte mir 'mal der alte Zieglermathis, Gott hab' ihn selig, könne noch die List helfen. Und so bin ich denn abg'reist nach B., wo, wie ich wußte, der Totengräber eine verheiratete Schwester hat. Von dort aus schickte ich dann dem Gauner per Post eine Einladung zum Besuch der Schwester, natürlich unter deren Namen. Und als dann meine Vermutung, daß er dieser Einladung bald folgen werde, sich richtig erwies, als er fort war daheim, machte ich seinem Weibe zur Nachtzeit einen Besuch als Gespenst, weil ich es mit keiner Gewalttat versuchen wollte. Die Frau hat gezittert wie Espenlaub, sich ein- über das anderemal bekreuzt und mir schließlich aus Todesangst den Schlüssel zum Geldspind gegeben, und so bin ich ungeschlagen in den Besitz des Geldes gekommen. Vierundzwanzig-hundert Gulden sind's, das gibt Schoppen!“

„Da wollen wir gleich einen trinken,“ entgegnete der Schuster. „Habe grade heut Mittag eine Flasche Kirschwasser, selbstgebranntes, vom Schneidern bekommen. Natürlich mußte ich ihm ein paar Schuhe sohlen dafür. Aber es soll mich nicht reuen,“ sagte er, indem er seinem Freund ein großes Glas voll einschenkte und unter den Worten: „Prost, Bruder!“ mit ihm anstieß.

So tranken die beiden bis Morgens um acht Uhr, wenigstens der Korber trant; der Schuster stellte sich nur so, blieb daher völlig nüchtern, während der Korber längst nicht mehr bei Sinnen war. Er lag auf der Ofenbank und schlief den Schlaf des Gerechten, wenn man bei solchem Gauner so sagen kann. Als er aber am Morgen erwachte, griff er zuerst nach seiner Rocktasche, um sich von dem Vorhandensein seiner Bankscheine zu überzeugen. Sie waren aber nicht mehr da. Wie sehr er seine Taschen untersuchte und die Kleider wendete, Schmutz, alte Knöpfe und anderes wertloses Zeug fiel zur Genüge heraus, aber Bankscheine keine.

„Du hast mich bestohlen, Schuster!“ schrie er nach Überwindung des ersten Schreckens. „Du bist ein Schuft!“

„Weil du vor jeher mein Freund warst,“ sagte der Schuster, „will ich's annehmen. Einem andern schlüg' ich sofort den Dreibeinigen aufs Dach, daß er für immer genug hätte. Ehe du mich beschimpfst, mach deine Augen besser auf. Schau doch unter den Tisch, die Raib' macht sich mit Papierseken zu schaffen, ob es deine Banknoten sind, weiß ich nicht.“

Der Korber sprang auf, hob der Fesken einen auf, und: „Bei Gott, ja, das elende Tier hat einen der Bankscheine zerrissen. Wie die Raib' aber dazu kam und wo die andern sind, ist mir ein Rätsel.“

„Wo sie die andern Scheine hingebracht,“ sagte der Schuster, „weiß ich auch nicht. Wie sie dazu kam, ist mir aber kein Rätsel. Du wirst gestern in deinem Duse! die kostbaren Dinger herausgeschmissen haben aus der Tasche. Also durch deine Unachtsamkeit bist um dein' Sach' gekommen und dabei hast mich Dieb genannt. Ich danke.“

Der Korber kannte seinen Freund, er wußte ganz gut, daß er die andern dreißig Scheine an sich genommen und der Kasse, um den Verdacht von sich abzulenken, einen zum Spielen und Zerreißen vorgeworfen hatte.

„Schuster,“ sagte er daher, „es tut mir leid um das Geld und ich bin wirklich froh, daß ich gestern Nacht nicht alles mitgebracht habe, sonst wär' ich jetzt wieder so arm als vorher. Aber weißt, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Und so hab' ich denn von den 12000 Gulden, die ich der Totengräberin abnahm, gestern Abend nur 2400 mitgebracht. Hab' denk', es werde uns eine Weile reichen, und nachher könnten wir immer noch an das andere.“

So sagte mit feiner Berechnung der Korber, und es dauerte nicht lange, so kam der Schuster, der lieber 12000 Gulden mit dem Korber teilen, als 2300 allein haben wollte, unter scheinbarer Erregung aus der Küche, wohin er unter dem Vorgeben, daß er Feuer machen müsse, gegangen war, zurück und sagte, indem er dem Korber die abhanden gekommenen Scheine hinhielt: „Da hast dein Geld wieder! Danke Gott, daß ich gerade in die Küche ging, sonst wär' es für immer verloren gewesen. Der kleine Spitzer, der sie wahrscheinlich, die Geldscheine nämlich, in die Küche schleifte, wollte gerade zur Hintertüre hinaus damit, und dann wären sie nicht mehr unter deine Augen gekommen.“

„Und wenn ich nicht so klug gewesen wäre und dich auf den Leim geführt hätte,“ sagte der Korber, „auch nicht. Ob du mir das Geld gestohlen oder nicht, ist mir nun einerlei, ich habe es wieder und behalte es und du bekommst keinen Kreuzer mehr von mir; denn außer diesem hab' ich keines. Und wenn du etwas davon verlauten läßt, nun ja, dann werde ich's dem Gericht auch nicht länger mehr verhehlen, daß wir schon zweimal miteinander eingebrochen haben. Komme ich ins Loch, so mußt du auch mit. Also überleg, was für dich besser ist: reden oder schweigen.“

Der Schuster ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut, er knirschte mit den Zähnen, aber er schwieg. Der Korber aber konnte seines Reichthums sich auch nicht lange freuen. Schon zwei Tage nachher wurde er im Städtchen seines großen Aufwandes wegen auffällig, verhaftet und eingesteckt und man gab ihm zu verstehen, daß er so lange sitzen müsse, bis er über die Herkunft seines Geldes Bescheid zu geben willens sei.

Er sträubte sich anfangs gewaltig. Aber als er sah, daß die Polizei sich nicht so leicht was vormachen ließ, wie sein Freund, der Schuster, und die Totengräberin, gab er nach, beichtete und bekannte, und das um so eher, als die Gefängnislohn ihm ganz und gar nicht munden wollte.

Er erhielt eine mäßige Strafe für's „Gespenstern“, der Totengräber und seine Frau aber wurden wegen Leichenberaubung sehr empfindlich gebüßt, ihres Amtes enthoben und die alte Glaserin endlich auf so vielen Umwegen in ihr Erbe eingesetzt, soweit es nicht verjübelt war.

Ist auch nicht sein.

Dies Haus ist mein
Und auch nicht mein.
Wer nach mir kommt,
Ist auch nicht sein.

So hatte ein grüblerischer Bauer in herber Philosophie an den Giebel seines neuen Hauses geschrieben. Und da stand der besinnliche Spruch jahrhundertelang, wenig gelesen von den Vorübergehenden, wenig beachtet von den Inwohnern: man war's gewohnt, und Gewohnheit stumpft ab. Man wandelte ja auch Sonntag für Sonntag über Gräber auf dem Kirchhof in die Kirche, sang kräftig und fröhlich mit: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, und dachte doch nicht an den Tod, man ging alle Tage vorbei am Gemeindehaus, wo der „Gewahrjam“ war, und dachte nicht, daß hinter dem eisernen Gitter einmal jemand anders sitzen könne, als ein aufgegriffener Bagabund.

Aber es kam einmal die Zeit, wo im Dorf der anzügliche Reim gelesen und beachtet wurde, nicht von denen drinnen, sondern von den anderen Leuten, und das war, als die Schrift sich änderte, verblaßte und sich verunstaltete. Die erste Zeile war jetzt fast nicht mehr zu lesen, und die zweite später schier nicht mehr zu verstehen. Denn der Dachkännel über dem Giebel wurde schadhaft und nicht mehr ausgebessert, so daß der Regen durchschlug und die Tropfen bald die oberen Buchstaben wegschwemmten und die in der zweiten Reihe verzerrten. „Dies Haus ist mein“ — nur wer es von früher kannte, wußte, was ehemals da gestanden war. „Und auch nicht mein“ — die Nachbarn schauten auf die wunderlichen Figuren da oben, verzogen den Mund, schüttelten die Köpfe, lächelten oder spotteten. „Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,“ sangen die Kinder auf der Gasse, „ist der Mann auch noch so fleißig, und die Frau ist liederlich, so geht alles hinter sich.“ Der Mann war zwar nicht fleißig, er ging lieber mit der Flinte auf die Jagd als mit dem Knecht ins Feld, schlug im „Strauß“ lieber mit den Karten auf den Tisch als mit dem Flegel auf die Tenne. Die Frau war auch nicht liederlich, Gott bewahre: eine stattliche Frau, eine respectable Frau, die sich gar stolz trug am Sonntag und Werktag, und kückeln konnte sie und bäckeln — keine im Dorf verstand es so, nicht einmal die Adlerwirtin, die es doch in der Stadt gelernt hatte, in der „Kette“. Und der Bub, der einzige Sohn des stattlichen Kirchbauern — wer tanzte flotter, wer war splendor auf der Kirchweih, wer warf größere Geldstücke in die Wasche an der Erntegans? Aber es ging doch alles „hinter sich“. Der „Bub“ trug die Frucht fort vom Speicher, die Frau trug Butter und